



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Katharina die Zweite als Journalistin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Teil wirklich örtlich partikulare sind. Und dies hat zum guten Teil dazu beigetragen, daß bisher alle Reformbestrebungen scheiterten, wenigstens ein gemeinschaftlicher Boden nicht gefunden werden konnte.

(Schluß folgt.)



Katharina die Zweite als Journalistin.



vor hundert Jahren — am 20. Mai 1783 — erschien in Petersburg die erste Nummer einer literarischen Monatschrift, für welche die Kaiserin Katharina sehr begehrte Artikel schrieb und an deren Redaktion sie sich ebenfalls hervorragend beteiligte. Es war dies der „Gesprächsgenosse der Liebhaber russischer Literatur.“

Die russische Literatur stand damals noch in ihrer Kindheit. Vor Peter dem Großen hatte man allerdings viele geschichtliche Chroniken aus den Zeiten kriegerischer Partikularfürsten und ihrer Hecken, die an die Sagenkreise des Königs Artus und Kaiser Karls gemahnen, ferner viele kirchliche Legenden byzantinischen Ursprungs, sowie mancherlei Erzeugnisse der Volkspoesie und selbst Anfänge geistlicher Schauspiele aufzuweisen; aber dieser literarische Besitz war nur noch ein Rohmaterial, welches erst neuerdings verarbeitet und verwertet worden ist. Nach Peter dem Großen waren Dramen, epische Dichtungen, Oden u. a. geschrieben worden, aber in so schwerfälliger Form und so schwülstiger Sprache, daß auch sie noch kein wesentlicher Fortschritt zu nennen sind. Erst seit Katharinas Thronbesteigung zeigt sich eine leichtere Behandlung, eine unbefangene Auswahl der Stoffe. Man empfand aber das Bedürfnis weiterer literarischer Entwicklung lebhaft, und so begrüßte man die vortreffliche Ode des Dichters Derschawin „An Feliza“ als das Morgenrot einer neuen Zeit. Diese Ode pries unter dem Namen Feliza die Kaiserin Katharina und drückte zum erstenmale hohe Gedanken mit Gefühl, Kraft und Anmut in schöner Form aus. Sie machte auf die Kaiserin selbst einen tiefen Eindruck und gab die Veranlassung zur Gründung des genannten Journals. Sie inspirierte die der Kaiserin sehr nahe stehende geniale Fürstin Daschkow, welcher kurz vorher die Direktion der Petersburger Akademie der Wissenschaften übertragen worden war, mit einigen namhaften Schriftstellern das Programm einer Zeitschrift zur Verbreitung der Aufklärung und zur Förderung der russischen Literatur auszuarbeiten, welches sie unter Hinweis auf die schöne Leistung Derschawins der Kaiserin vorlegte. Diese nahm den Plan mit lebhaftem Interesse auf, erweiterte die Aufgabe des

Journals noch dadurch, daß sie „Besserung der Sitten“ von demselben forderte und versprach ihre thätige Mitwirkung.

Die Fürstin Dashkoff übernahm nun Redaktion und Herstellungsarbeiten, unterstützt von dem Akademierat Kosodawlew (unter Alexander I. Minister des Innern; er hatte in Leipzig studirt). Vier Wochen vor dem Erscheinen des ersten Heftes veröffentlichte man das Programm, warb darin um Mitarbeiter, erklärte, daß nur Originalarbeiten aufgenommen werden würden, und bat um Zusendung derselben an die genannte Redaktrice. Die Kaiserin aber hielt ihre Zusage; sie lieferte nicht nur Beiträge, welche dem Unternehmen eine Menge Leser zuführten, sondern sie sah auch eingesandte Manuskripte durch, welche ihr die Dashkoff zustellte, korrespondirte und beriet mit dieser über die Artikel und griff in dem Federkriege zwischen Redaktion und Literaten ohne Zaudern zur Waffe.

An Mitarbeitern war trotz der erst kurz vorher ergangenen Aufforderung kein Mangel. Abgesehen davon, daß die russische Journalistik überhaupt erst wenige periodische Schriften hervorgebracht hatte, war auch die letzte derselben, der „Petersburger Bote“ ein paar Jahre früher eingegangen. Ein großer Teil seiner Mitarbeiter, zu denen die besten Kräfte gehörten, widmete sich dem neuen Organe umso bereitwilliger, eben weil es zur Zeit das einzige war und durch seine Garanten eine bevorzugte Stellung einnahm.

Und doch gehörte trotz des allgemein bekannten Protektorats der Kaiserin ein gewisser Mut dazu, für den „Gesprächsgenossen“ zu schreiben. Es herrschte damals in den Regierungskreisen eine abfällige Beurteilung der Schriftstellerei; namentlich zeichnete sich in dieser Ansicht der Generalsstaatsanwalt Fürst Wissemski aus, welcher diejenigen seiner Beamten, mit denen er unzufrieden war, verächtlich „Dichter“ und „Maler“ zu nennen liebte. Sogar Derschawin, welcher unter ihm stand, hatte von dieser Unduldsamkeit zu leiden; daher sein „Bittschreiben der russischen Schriftsteller an die russische Minerva“ im Augusthefte des „Gesprächsgenossen.“ Unter diesen Umständen erklärt es sich, daß die Verfasser ihre Artikel garnicht unterzeichneten oder nur mit einzelnen Buchstaben oder endlich mit halben und falschen Namen. Auch Derschawin nannte sich nicht, obgleich das Journal mit seiner Ode an Feliza eröffnet wurde, jede der folgenden Nummern entweder Verse von ihm oder an ihn brachte und überhaupt sein Genius dauernd den „Gesprächsgenossen“ beeinflusste. Derschawin galt schon damals für bedeutender als Lomonossow, der bis dahin größte russische Dichter.

Was nun die Artikel der Kaiserin im „Gesprächsgenossen“ betrifft, so zerfallen sie in zwei wesentlich verschiedene Arten. Eine Reihe von Aufsätzen behandelt Themata aus der russischen Geschichte (die Regierungen Nikitzi, Olegi). Sie hatte dieselben nicht eigentlich für das Journal verfaßt, sondern für eine Lesebibliothek, welche sie selbst für ihre Enkel, die Großfürsten Alexander und

Konstantin, schrieb, wünschte aber diese Arbeit aus verschiedenen Gründen zu veröffentlichen und betrachtete hierfür das Journal als ein geeignetes Organ. Sie nahm dasselbe denn auch zu diesem Zwecke stark in Anspruch. Jede Nummer enthielt 50—100, eine sogar über 200 Seiten dieser „Aufzeichnungen aus der russischen Geschichte.“

Die Aufsätze der zweiten Kategorie nannte sie mit einem Sammelnamen „Wirkliches und Erfonnenes“ oder, wie man den russischen Titel auch übersetzen könnte, „Wahrheit und Dichtung.“ Unter dieser Rubrik plaudert die Kaiserin über alles, was ihr in den Sinn kommt, abspringend, ehe sie einen Gedanken zu Ende geführt hat, ohne auch nur den Versuch eines Überganges zu machen, und mit zahllosen Anmerkungen, Notabenes, Benachrichtigungen, Nachschriften u. s. w. ihren Redefluß unterbrechend. Dennoch ist in diesem „holden Wahnsinn“ Methode, auf den ersten Blick freilich hat derselbe etwas entschieden verblüffendes. Folgende Stelle mag einen Begriff davon geben.

Ich habe dies Blatt dreimal umgewendet, wollte Wirkliches schreiben und geriet auf Erfonnenes, welches ich abriß und, nachdem ich es in die Quere gefaltet, in kleine Stücke zerriß; diese legte ich zusammengeballt auf den Tisch neben mich, in der Absicht, sie, wenn ich vom Sessel aufstünde, (falls ich es nicht vergesse) im Vorbeigehen in den Ofen zu werfen. — NB. Es begegnet mir oft, wie es denn so zu gehen pflegt, daß ich das eine thun will und das andre thue, durchaus aber nicht das, was ich wollte oder noch thun möchte. — Anmerkung. Hier legte ich die Feder aufs Tintenfaß und gedachte in Erwartung kommender Gedanken auszuruhen, aber da mir dies zum Bewußtsein kam, griff ich wiederum zur Feder, um diesen für mich nicht unwichtigen Vorgang zu beschreiben. Ich prüfe, womit das Blatt zu Ende zu bringen sei; aber augenblicklich ist mir das eben so wenig bekannt, wie Ihnen, meine Herren Leser. — NB. Inzwischen nahm ich eine Prise Tabak; beliebt es Ihnen nicht, das auch zu thun, falls Sie daran gewöhnt sind? Wenn es Ihnen nicht paßt, so lassen Sie es, ebenso wie die Letztüre dieses Blattes, denn Sie sind, wie ich glaube, so wenig zum Lesen gezwungen wie ich zum Schreiben; ich vermute, daß wir beide das eine wie das andre freiwillig thun; falls Sie aber zum Lesen genötigt sein sollten, so beklage ich das von Herzen. Ich muß gestehen, mich zwingt Neigung mehr als Notwendigkeit, Mögliches und Unmögliches zu thun; ich wundere mich selbst darüber, daß ich, ohne Schulbildung unter die Schriftsteller geraten, schreibe . . . was? — nichts; dann sende ich es zum Druck, finde Leser, einige derselben loben, treten auf meine Seite, bitten mündlich und schriftlich: schreibe doch und fahre fort zu schreiben. . . was? — nichts; meinewegen, ich bin bereit, da sind anderthalb Seiten; ich bitte, sie irgend einem der allerbesten Schriftgelehrten zu übergeben, damit er einen Auszug daraus mache; ich wette, er thut es nicht, ohne es sich zu überlegen u. s. w.

Eine andre Eigentümlichkeit ihrer Schreibweise besteht darin, daß sie ihre Gedanken selten in subjektiver Rede, wie oben, oder auch ganz unpersönlich ausspricht, sondern sich meist hinter fingirten Persönlichkeiten verbirgt. Da ist u. a. ein Großvater des Verfassers (d. h. der Verfasserin), der fast bis zum Überdruß verwertet wird, ein Vetter dieses Großvaters, ein Freund desselben,

eine Gebatterin von ihm, ferner ein Major Eigenliebe, zwei Kritiker, von denen der eine mehr lacht als weint, der andre mehr weint als lacht — ersterer heißt aaa („laut lachen“ heißt im Russischen chachatsj), der zweite iii (kritiki ist der Plural von Kritiker) — und noch verschiedne andre Figuranten. Diese schreiben ihr Briefe, die sie mit den Antworten publizirt, sie bringt Tagebuchblätter, Erzählungen, Wünsche, Anfragen derselben. Zur Abwechslung läßt sie auch statt der Personen Sachen für sich reden: auf dem Speicher der literarischen Werkstatt des Verfassers findet man ein Packet mit der Aufschrift „Mitgift für ein hübsches Mädchen,“ der Inhalt wird mitgeteilt; ebenda entdeckt man einen Koffer mit Papieren; dann giebt sie ohne Übergang ein Rezept, aus dessen Dosen man leicht einen Durchschnittsmenschen zusammensetzen kann, dann wieder die Statistik der Insel Tichomore (Stillmeer), auf der es nur vier Männer giebt, die ihre Frauen lieben, und ebensowenig Frauen, die ihre Männer lieben, dagegen 500 Halbkluge, 8 Verständige, 450 Verschwender etc.

Man ist wirklich versucht zu glauben, daß die Kaiserin die Wahrheit spreche, wenn sie an einer Stelle sagt: „Ich kann keine reine Feder sehen, ohne daß mir die Lust kommt, sie in Tinte zu tauchen; wenn dazu noch Papier auf dem Tische liegt, befindet sich unversehens meine Hand mit der Feder auf jenem Papiere. Wenn ich dann begonnen habe, weiß ich niemals, was ich niederschreiben werde; sowie ich aber die Hand über das Papier führe, wickelt sich das Denken ab wie ein Faden vom Knäuel,“ mit andern Worten, daß sie nur durch die äußere Gelegenheit und nicht durch innern Drang zum Schreiben veranlaßt wurde und deshalb auch mancherlei schrieb, was nicht allein des Salzes entbehrt, sondern nicht einmal vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes bestehen kann. Aber die Frau, welche sich zwanzig Jahre früher mit kühler Überlegung und männlicher Energie den Weg zum Throne gebahnt und seitdem eine neue Epoche in Rußland heraufgeführt hatte, war viel zu praktisch, um ihre Zeit mit Lappalien zu vertrödeln und sich geistig mit dem von ihr beherrschten Publikum in Rapport zu setzen, ohne die Absicht eines ganz bestimmten Einflusses. In der That ist alles, was sie schrieb — und sie schrieb außer ihren Beiträgen zum „Gesprächsgenossen“ noch sehr viel —, im höchsten Grade tendenziös: sie wollte die Russen erziehen, und zwar zunächst zu guten, moralischen Menschen; doch dies nicht etwa um seiner selbst willen, sondern weil es ein Mittel war, sie dadurch zu guten Unterthanen zu machen. Es ist alles kalte Berechnung bei ihr; alles galt ihr nur als Mittel, und man muß gestehen, daß sie darin ebenso geschickt als kühn war. So ergriff z. B. ihr scharfer Verstand rasch die Ideen der französischen Encyclopädisten, sie brachte dieselben in dem von ihr aufgestellten und in Rußland mit großen Opfern durchgeführten neuen Erziehungssysteme zur Geltung, aber ohne Begeisterung des Herzens, sie stellte sich nur an die Spitze der Bewegung, um dieselbe in ihrem Sinne zu leiten, um die erwärmten Herzen der andern nach

den Gesetzen der menschlichen Natur zu lenken. Durch die Blandereien im „Gesprächsgenossen“ verfolgte sie den Zweck, die Sitten der russischen Gesellschaft zu bessern, die Mängel, Thorheiten und Fehler der „Gebildeten“ durch einfache Beschreibung derselben, durch Spott und satirische Darstellung ihnen zum Bewußtsein zu bringen und sie zu bekämpfen. Freilich nur als erstes Stadium auf dem Wege der Staatsräson. Sie wählte dazu den leichten, tändelnden Blanderton, der selbst oberflächlichen Personen nicht beschwerlich sein konnte und ihnen die Pillen verzuckert beibrachte.

Sie begann damit, die Schwächen bekannter Persönlichkeiten aus ihrer Umgebung zu schildern, ohne deren Namen zu nennen. Mit schadenfrohem Interesse zogen diese Silhouetten die Leser an und herbei. Obwohl die Kaiserin erklärte, sie habe dabei keineswegs bestimmte Menschen im Auge, sondern schöpfe lediglich aus dem allgemeinen „Meere der Natur“ und beschreibe nur, „wie es im Leben hergehe,“ und wenn sich jemand dadurch getroffen fühle, so beweise das nur, daß sie die Natur richtig wiedergegeben habe, so glaubte ihr das doch niemand, und man fiel mit Neugier über jedes neue Heft des „Gesprächsgenossen“ her, um an dem Inhalte der kaiserlichen Skizzen herumzudeuteln. Daß Katharina in der That Porträts zeichnete, können wir noch heute kontrolliren. In ihren von Alex. Herzen übersezten Memoiren kommt ein Oberhofmeister Tschoglokom vor, der sie, als sie noch Großfürstin war, zu beaufsichtigen hatte, sie anfangs quälte, aber von ihr bald mit großer Menschenkenntnis gegängelt wurde. Derselbe wird unter der Überschrift „Essay über Eigenliebe“ fast mit denselben Worten im „Gesprächsgenossen“ dargestellt wie in den Memoiren. In dieser Weise lieferte sie noch mehr Personalschilderungen, deren Originale teils noch jetzt bekannt sind. Nachdem sie so die Aufmerksamkeit an sich gefesselt, überließ sie sich zwanglos ihren Einfällen, schrieb, wie man zu sagen pflegt „durch Korn und Flachs“, mischte, um die Spannung zu erhalten, hie und da dunkle Anspielungen ein, immer aber ließ sich in den kaleidoskopartigen Bilderchen, mit denen sie ihre Leser unterhielt, eine pädagogische Absicht erkennen. Dabei hütete sie sich, Laster und Sünden oder, wie sie es nannte, „Garstiges und Widerwillen Erregendes“ zu berühren, überhaupt zu verletzen und zu strafen; sie erklärte alles als ungeeignet für „Wahrheit und Dichtung,“ was nicht im „Geiste des Lächelns“ geschrieben sei.

Fand Katharina aber in dieser Beschäftigung und in der Anerkennung, die ihr dafür zu Teil ward, eine gewisse Befriedigung, so sollten ihr doch auch die Verdrießlichkeiten nicht erspart bleiben, welche mit literarischer Thätigkeit verbunden sind. Sie und die unternehmende Fürstin Daschkow hatten die Rechte, die Kritik herauszufordern. Sie baten nicht nur offen darum, der Redaktion Bemerkungen und Urteile über den Inhalt des „Gesprächsgenossen“ einzusenden, sondern die Kaiserin spottete auch: „Was wird nicht kritisiert! Sogar mein bunter Fahn und sein Kikeriki wird den Kritikern nicht entgehen.“ Der geweckte

Löwe brüllte. Schon im zweiten Hefte des Journals erschien ein gelehrter Herr in steifleinener Toga und erklärte herablassend, er bemerke in den „Aufzeichnungen aus der russischen Geschichte“ Talent, aber keine glückliche Behandlung. „Glaubt der Verfasser z. B., daß er die Begebenheiten besser darstelle als der ehrliche Nestor oder der scharfsinnige Nikon? Wir dürfen es nach dem ersten Hefte nicht hoffen. Wie trocken und unbedeutend ist u. a. Ihre Darstellung vom Ursprunge der Russen. Konnten Sie denn einem so berühmten Volke wie das unsrige nicht eine wunderbarere Wiege geben? Nicht so, mein Herr, wahrhaftig nicht so schreibt man Geschichte. Aber Sie haben sich wohl mit dem Altertume nicht genügend beschäftigt, um eine zuverlässige Kenntnis desselben zu besitzen? Wir wollen nicht nur einfache und mögliche Ereignisse lesen. Es war Ihre Sache, die alten Zeiten, in denen so viele Wunder geschahen, zu durchforschen. Außerdem scheinen Sie mir nicht ganz fest in der Grammatik zu sein... Vieles erscheint Ihnen nicht merkwürdig. Die Elephantenknochen in Sibirien ziehen Sie garnicht in Betracht. Wo Elephantenknochen waren, müssen doch auch Elephanten gewesen sein, und wie viele große Männer konnten Sie nicht in verschiedenen Feldzügen auf diesen Elephanten expediten!“ In diesem Tone wurde Katharina heruntergefanzelt.

Es war sehr anerkennenswert, daß sie den Konsequenzen ihrer Aufforderung zur Kritik nicht aus dem Wege ging, gewissenhaft den Tadel drucken und dem Verfasser noch dafür höflich danken ließ. Aber sie ärgerte sich doch, verspottete den Splitterrichter, machte sich über seinen plumpen, dunkeln Stil lustig, tändelte mit seinen unbeholfenen Ausdrücken und erklärte, daß achtungswerte Grundsätze, gesunder Menschenverstand und leichter Scherz der Pedanterie vorzuziehen seien.

Solcher Scharmützel gab es mehrere, sie dienten zur Belebung des journalistischen Unternehmens, aber es würde zu weit führen, wenn wir hier näher darauf eingehen wollten. Ein ernsteres Rencontre dagegen, welches der witzige, kecke, spottfüchtige Denis v. Wisin mit der Kaiserin hatte, dürfen wir nicht übergehen. Wisin hielt die Gelegenheit für günstig, die Kaiserin auf einige soziale Schäden aufmerksam zu machen, und sandte der Redaktion 20 (eigentlich 21, denn Nr. 14 stand doppelt) Fragen zum Druck ein, die so dreist waren, daß die Datschow ganz konsternirt sich mit dem Oberkammerherrn S. S. Schuwalow verbündete, um Wisin zur Zurücknahme seiner Fragen zu bewegen. Wisin sah ein und gab auch zu, daß seine Interpellation verwegen sei, aber er wollte sich zu keinem Kompromiß verstehen. So wurden denn die Fragen der Kaiserin mit Bagen vorgelegt, und sie nahm dieselben auch anfangs mit höchst stutziger Miene auf. Nachdem sie sie aber mehrmals aufmerksam durchgelesen hatte, bekämpfte sie ihre Verstimmung mit Hilfe ihrer höhern Einsicht und ließ die Fragen zugleich mit ihren Antworten drucken. Man urteile, ob Katharina, welche auf die von ihr in Rußland eingeführten Reformen und aufgeklärten Ideen stolz hinzuweisen liebte, Grund hatte, sich gekränkt zu fühlen.

1. Warum streitet man sich bei uns so heftig um Wahrheiten, welche nirgends mehr dem geringsten Zweifel begegnen?

Antwort. Bei uns, wie überall, streitet jeder über alles, was ihm nicht gefällt oder nicht verständlich ist.

2. Weshalb sieht man so viele tüchtige Menschen verabschiedet?

A. Viele tüchtige Menschen sind wahrscheinlich deshalb aus dem Dienste getreten, weil sie darin ihren Vorteil finden.

3. Warum ist alle Welt verschuldet?

A. Weil die Menschen mehr verbrauchen, als sie Einnahme haben.

4. Wenn Verdienste durch Adel belohnt werden und zu dem Verdienste jedem Bürger das Feld eröffnet ist, wie kommt es, daß dennoch niemals Kaufleute den Adel erlangen, sondern immer entweder Fabrikherren oder Pächter?

A. Die einen, da sie reicher sind als die andern, haben Gelegenheit, irgend ein Verdienst an den Tag zu legen, auf welches sie dann die Auszeichnung empfangen.

5. Warum lassen die Prozessirenden bei uns ihre Prozesse und die Entscheidungen der Regierung nicht drucken?

A. Weil es bis 1782 keine freien Druckereien gab.

6. Warum vermindern sich nicht nur in Petersburg, sondern auch in Moskau die Gesellschaften unter den Aristokraten?

A. Weil sich die Klubs vermehren.

7. Warum besteht das Hauptbestreben eines großen Theils des Adels nicht darin, möglichst schnell aus seinen Kindern Menschen zu machen, sondern darin, daß sie ohne eine Anstellung rasch Garde-Unterofficiere werden?

A. Das eine ist leichter als das andre.

8. Warum sind unsre Gespräche so inhaltslos?

A. Weil man von Einbildungen spricht.

9. Weshalb nimmt man bekannte und offenbare Gauner überall ebenso auf wie achtbare Menschen?

A. Deshalb, weil sie gerichtlich nicht überführt sind.

10. Warum hat in Ewigkeit kein Gesetzgeber darauf gesonnen, sich nach dieser Richtung hin auszuzeichnen?

A. Weil das nicht jedermanns Sache ist.

11. Warum bringen die Ehrenzeichen, welche wahre Verdienste um das Vaterland bezeugen sollen, meistens nicht die geringste innere Achtung gegen deren Träger hervor?

A. Weil jeder nur das ihm Gleiche liebt und achtet, und nicht gesellige oder persönliche Tugend.

12. Warum ist Unthätigkeit bei uns keine Schande?

A. Dies ist nicht exakt. Eine Schande ist es, schlecht zu handeln, doch in der Gesellschaft leben heißt nicht unthätig sein.

13. Wodurch kann man den verfallenden Geist des Adels heben? Auf welche Weise ist aus den Herzen die Indolenz gegen die Würde des adlichen Berufes zu beseitigen? Was ist zu thun, damit der ehrenwerte Titel eines Aristokraten das zweifellose Zeichen geistigen Adels werde?

A. Die Vergleichung früherer Zeiten mit den gegenwärtigen zeigt evident, ob die Geister ermutigt oder gesunken sind. Das beweist schon die äußere Erscheinung, der Gang u. s. w.

14. Da wir als Monarchin einen ehrlichen Menschen (sic!) haben, was könnte hindern, als allgemeine Richtschnur zu nehmen, daß man ihrer Gnade nur durch ehrenwerte Handlungen würdig werde, und nicht wagen könne, dieselbe durch Betrug und Gemeinheit zu erschwindeln?

A. Überall, in jedem Lande und zu jeder Zeit, wird das Menschengeschlecht unvollkommen geboren.

14. Aus welchem Grunde hatten in frühern Zeiten die Narren, Spielleute und Possenreißer keinen Rang, während sie jetzt einen Rang einnehmen, und zwar einen sehr hohen?

A. Unsre Vorfahren hatten nicht alle Schulbildung. NB. Diese Frage entsprang aus einer Redefreiheit, welche unsre Vorfahren nicht besaßen; hätten sie dieselbe gehabt, so hätte man auf einen heute Lebenden zehn früher Lebende rechnen können.

15. Weshalb werden viele von denen, welche aus fremden Ländern zu uns reisen, während sie dort für kluge Leute gehalten werden, bei uns für Dummköpfe angesehen, und umgekehrt: weshalb sind hiesige Kluge häufig im Auslande Einfaltspinsel?

A. Deshalb, weil der Geschmack verschieden ist und jedes Volk seine Eigenart hat.

16. Wo wohnt der Stolz des größten Theils der Bojaren, im Herzen oder im Kopfe?

A. Ebenda, wo die Unentschlossenheit wohnt.

17. Warum ist in Europa ein sehr beschränkter Mensch imstande, einen sehr vernünftigen Brief zu schreiben, und warum schreiben bei uns sehr scharfsinnige Leute häufig so unverständlich?

A. Weil man dort, wenn man den Stil erlernt hat, auf einerlei Weise schreibt, bei uns dagegen jeder seine Gedanken ungelehrt zu Papier bringt.

18. Warum werden bei uns die Angelegenheiten mit viel Feuer und Flamme begonnen, werden dann liegen gelassen und nicht selten auch völlig vergessen?

A. Aus demselben Grunde, aus welchem der Mensch altert.

19. Wie sind die beiden Widersprüche und höchst schädlichen Vorurteile zu beseitigen: erstens, daß bei uns alles schlecht und in fremden Ländern alles gut sei; zweitens, daß in fremden Ländern alles schlecht und bei uns alles gut sei?

A. Durch Zeit und Einsicht.

20. Worin besteht unser Nationalcharakter?

A. Im scharfen und schnellen Begreifen aller Dinge, im musterhaften Gehorsam und in der Anlage zu allen Tugenden, welche der Schöpfer den Menschen gegeben hat.

Der Geist und die Kühnheit eines Marquis Posa regte sich in Wisin, als er die obigen Fragen stellte. Die beiden mit 14 bezeichneten enthalten einen Angriff gegen die Kaiserin selbst und ihre Umgebung und beschuldigen die erstere, daß sie Unwürdige in ihre Nähe ziehe und mit ihrer Gunst belohne. War diese dreiste Sprache an sich schon in Rußland etwas Unerhörtes, so machte sie einen umso peinlicheren Eindruck auf Katharina, als die indirekten Vorwürfe viel Wahres enthielten. War doch ihr Privatleben, wie bekannt, nicht sehr erbaulich; die Unterhaltungen bei Hofe arteten vielfach in kindische Spielereien aus, und Leute wie der Oberstallmeister Leo Maryschkin, den Katharina

in ihren Memoiren selbst als einen gebornen Harlekin bezeichnete, waren beliebte und einflußreiche Persönlichkeiten. Üppig wucherte der lockere Ton auf solchem günstigen Boden. An diese Verhältnisse in den höhern Schichten der russischen Gesellschaft trat nun Wisin mit sittlichem Ernst heran und war offenbar bestrebt, die Kaiserin durch seine Fragen zu einer strengern Auffassung zu bekehren und sie zu veranlassen, daß sie ihren großen persönlichen Einfluß zur Veredelung ihrer Umgebung anwenden möchte. Er rechnete dabei allerdings auf die Einsicht und den Hochsinn der Monarchin und täuschte sich darin auch nicht. Sie war zwar, wie schon bemerkt, anfangs verlegt, sann sogar eine kurze Zeit auf Rache, dann aber nahm sie den ihr hingeworfenen Handschuh würdevoll auf. Ihre Antworten sind mehr ablehnend und ausweichend als befriedigend, sie konnten Wisin unmöglich weder besiegen noch beschämen; dennoch erschien bald darauf eine Rechtfertigung seines Standpunktes in dem Journale, welche folgende zur Beurteilung der beiderseitigen Parteien und Führer wertvolle Sätze enthält:

Die Frage über die Indolenz gegen die Würde des Adelsstandes (Nr. 13) ist unrichtig verstanden. Wer Sie auch sind, mein Herr [Verfasser], Sie können überzeugt sein, daß ich weder hinter Ihnen, noch irgend einem meiner Mitbürger in dem Bewußtsein des unberechenbaren Segens zurückstehe, welcher sich im Laufe von über zwanzig Jahren auf die aristokratische Gesellschaft ergossen hat. Man müßte ein Idiot sein, um nicht anzuerkennen, welche Ermutigung den Geistern zu Teil geworden ist. Meine Frage entsprang gerade aus dem Umstande, daß ich von jener Indolenz betroffen war, welche gegen eben diese Ermutigung durch unsittliche, unerzogene Mitglieder der genannten ehrenwerten Gesellschaft an den Tag gelegt wurde. Ich habe mein Vaterland bereist. Ich habe gesehen, worin ein großer Teil der den adlichen Namen führenden seinen Ehrgeiz setzt. Ich habe deren eine Menge gesehen, welche im Staatsdienste stehen oder vielmehr eine Stelle im Staatsdienste einnehmen, nur um mit Zweien zu fahren. Ich habe eine Menge andrer gesehen, welche sofort ihren Abschied nahmen, sobald sie das Recht erlangten, Biere vorzuspannen. Ich sah verächtliche Nachkommen angesehener Vorfahren. Mit einem Worte, ich sah die Aristokraten sich knechtisch geberden. Ich bin ein Aristokrat, und das zerriß mein Herz; das drängte mich, die Frage zu stellen. Es ist leicht möglich, daß ich es nicht verstanden habe sie so zu Papier zu bringen, wie ich sie dachte, aber ich habe ehrlich dabei gedacht und besitze ein von Dankbarkeit und Ergebenheit für die großen Thaten unsrer allgemeinen Wohltäterin durchdrungenes Herz. Ich schmeichle mir, daß alle achtbaren Leute, von denen ich das Glück habe gekannt zu sein, mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, daß meine Feder niemals weder von dem Gifte der Schmeichelei, noch von der Galle der Bosheit besudelt war und auch nie sein wird.

Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für die Antwort auf meine 5. Frage. Ihre Antwort läßt hoffen, daß die Vermehrung der Druckereien *) nicht nur zur Verbreitung des menschlichen Wissens, sondern auch zur Befestigung des Rechts sinnes dienen werde. Sei dafür im Geiste die Rechte der allgerechtesten und weisesten Monarchin mit herzlichster Dankbarkeit geküßt. Zudem sie die Thore der

*) Katharina hob schon 1796 die Privatdruckereien wieder auf.

Aufklärung öffnet, setzt sie dadurch gleichzeitig auch der Verleumdung und Gemeinheit Schranken. Sie folgt auch hierin ihrer steten Gewohnheit; denn es ist Katharina II. die Wunderthätigkeit eigen, mit einem Schlage einen Stein des Anstoßes zu zerspalten und aus demselben zugleich zwei Heilquellen hervorströmen zu lassen. . . . Durch den Passus (Nr. 14) über die Narren und Possenreißer wollte ich nur die Unvereinbarkeit der Narretei mit hohem Range darthun. Sie fragen mich vielleicht, warum ich es nicht verstanden habe, meine Frage so zu fassen, wie ich es jetzt thue; ich gebe Ihnen darauf dieselbe Antwort, welche Sie, wenn auch in anderm Sinne, auf jene Frage erteilen. . . . Da ich sehe, mein Herr, daß Sie einer der Herausgeber des „Gesprächsgenossen“ sind, so bitte ich Sie ergebenst, darin diesen Brief aufzunehmen. Der Abdruck desselben wird das für mich höchst schmeichelhafte Zeichen sein, daß meine Erklärung Sie befriedigt. Die gute Meinung des Verfassers muß für mich unschätzbar sein; andererseits wird jedes Mißvergnügen, welches ich meinem Gewissen nach durch nichts verdient habe, wenn ich ein solches irgendwie wahrzunehmen das Unglück haben sollte, mich mit Kummer zu dem festen und unwandelbaren Entschlusse führen, nie im Leben wieder die Feder zu ergreifen.

Die Kaiserin war besänftigt; sie entsprach dem Wunsche Wislins und veröffentlichte seinen Brief im „Gesprächsgenossen“; aber sie konnte es sich doch nicht versagen, ihn mit einigen für den lecken Trager demütigenden Zeilen zu begleiten: „Nach dieser freiwilligen Beichte, welche auf den eignen Wunsch des Büßenden abgedruckt wird, bleibt dem Verfasser von Wahrheit und Dichtung nichts mehr zu sagen übrig, umso weniger als er aufrichtig überzeugt ist, daß dies Betragen des Herrn Fragestellers der ruhmwürdigen Gewohnheit eines rechtgläubigen Christen entspricht, nach welcher sofort auf die Sünde Reue und Buße folgt. Aber in diesem Falle hängt das Verdikt lediglich von dem vielköpfigen Publikum ab; mich berührt die Angelegenheit nicht.“ Auch später kam die Kaiserin noch mehrfach auf einzelne von den Fragen in einem Tone zurück, der scherzend sein sollte, aber ihren Unmut nicht ganz verleugnen konnte. Trotz dieser polemischen Kritteleien atmte Katharinas journalistische Thätigkeit lange Zeit eine Heiterkeit und Unbefangtheit, welche der glücklichen Stimmung entsprang, mit der ihr Privatleben sie erfüllte. Damals — im Sommer 1783 — gehörte der ihr sehr teure Fürst Vanskoï zu ihrem vertrauten Umgange.

Mit einemmale brachen in der Redaktion selbst Differenzen aus. Sie begannen damit, daß sich die Fürstin Daschkow gründlich über den schon genannten Leo Maryschkin ärgerte, welcher verschiedene lächerliche Seiten, die er an der gelehrten Dame entdeckt, verspottet hatte. Als im Oktober 1783 die russische Akademie unter ihrem Vorstze installiert worden war und die Daschkow dabei ihre Antrittsrede gehalten hatte, trug Maryschkin, indem er ihre Stimme und ihre Gebärden nachahmte, eine Parodie dieser Rede in Gegenwart der Kaiserin vor, worüber sich diese sehr ergözte, da ihr die selbstbewußte Daschkow im Grunde des Herzens nicht sympathisch war. Die erste Sitzung dieser russischen Akademie, in welcher über das große Wörterbuch der russischen Sprache beraten wurde, gab An-

laß zu neuen Spöttereien, und man ersann in der Umgebung der Kaiserin als Nach-
 äffung der gelehrten Körperschaft, welcher die Daschkow präsidirte, eine „Gesellschaft
 der Unwissenden.“ Nicht allein nun, daß die Kaiserin einen selbstgeschriebenen Ar-
 tikel über „Wahrheit und Dichtung“ unter Naryschkins Firma, der denselben als
 „Kanonikus“ unterzeichnete, der Daschkow einsandte, sondern sie veranlaßte die-
 selbe auch, eine Anzahl herzlich fader Sitzungsprotokolle der „Gesellschaft der
 Unwissenden,“ welche aus gemeinschaftlicher Arbeit der Kaiserin mit Naryschkin
 entstanden zu sein scheinen und von dem letztern gleichfalls als „Kanonikus“
 signirt waren, im Journal aufzunehmen. Die Fürstin wusch Naryschkin für
 diese Anzüglichkeiten tüchtig den Kopf, aber die Kaiserin nahm das übel,
 eingedenk des Sprichworts „Den Saß schlägt man, den Esel meint man,“ und
 verlangte sofort das Manuscript der Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung,“
 welches sie bereits zum Druck in die Redaktion geschickt hatte, zurück. Sie
 wußte sehr wohl, daß der Abbruch dieser Kauferien ein schwerer Verlust für
 das Journal sein würde, da gerade sie von besondrer Zugkraft gewesen waren,
 was Katharina auch wiederholt in ihrem Briefwechsel mit Grimm befriedigt
 hervorhebt. Auch die Daschkow war hierüber nicht im Zweifel; sie legte sich
 aufs Bitten, machte in Betreff des „Kanonikus“ Konzessionen, aber vergeblich,
 sie mußte das Manuscript wieder hergeben, und „Wahrheit und Dichtung“ er-
 schien im Novemberhefte 1783 zum letzten male. Dagegen setzte die Kaiserin
 ihre „Geschichtlichen Aufzeichnungen“ fort.

Es scheint übrigens, als ob Katharina schon länger darauf gesonnen hätte,
 jene Beiträge einzuschränken und nur um einen passenden Vorwand verlegen
 gewesen sei. Auf diese Absicht deutet es wenigstens, daß sie schon geraume Zeit
 vor dem Briefe des „Kanonikus“ die Mitteilung machte, einige der von ihr
 fingirten Persönlichkeiten, der Großvater, die Kritiker aaa und iii wären abgereift,
 und der Verfasser sei ohne sie ganz ratlos.

Vielleicht würde die Kaiserin ihre Beteiligung am „Gesprächsgenossen“ wieder
 aufgenommen haben, wenn nicht um diese Zeit der Tod Lanskoi's sie in tiefen
 Kummer gestürzt und ihr die ohnehin verminderte Lust an der journalistischen
 Thätigkeit ganz geraubt hätte. Nachdem sie noch der Redaktion den Rat erteilt
 hatte, sich bei Zeiten nach einem geeigneten Ersatz für „Wahrheit und Dichtung“
 umzusehen, übergab sie derselben als Resumé ihrer Erfahrungen auf diesem
 Gebiete ein „Testament,“ welches in kurzen Sätzen die Forderungen zusammen-
 faßte, die ihr für die Publizistik notwendig erschienen.

Nach dem empfindlichen Schlage des Rücktritts der Kaiserin fristete die Zeit-
 schrift nur noch ein kümmerliches Dasein und ging im September 1784 mit dem 16.
 Hefte ein. Der schon genannte Rat Kosodawlew begann noch in dieser Nummer
 einen Artikel über den Auf- und Niedergang des Journals und gelangte bis zu
 dessen Blütezeit; aber die zweite Hälfte des Aufsatzes wurde nie veröffentlicht, der
 „Gesprächsgenosse“ hörte auf, ohne seine Selbstbiographie auserzählt zu haben.

Groß war Katharina als Schriftstellerin nicht; sie schrieb nur zu ihrer Unterhaltung und Erholung, dabei aber wie eine Gouvernante Kindern gegenüber. Stellt man „Wahrheit und Dichtung“ in Parallele mit ihren übrigen literarischen Erzeugnissen, so findet man leicht die gemeinsame Tendenz aller heraus; sie geben aber mehr als ihre andern Arbeiten interessante Aufschlüsse über Katharinas Denkweise. Freilich muß man zum volleren Verständnisse die gleichzeitigen Privatbeziehungen der Kaiserin kennen; kennt man diese nicht, so scheint „Wahrheit und Dichtung“ ein geistiges Trümmersfeld.

Wir schließen diese Mitteilungen am passendsten mit einer Übertragung des erwähnten „Testaments“ ab (nach der dreibändigen Smirbinschen Ausgabe von Katharinas Werken); dasselbe ist für den damaligen Standpunkt der russischen Literatur und für die Kaiserin sehr charakteristisch.

Testament.

Diesen Morgen entwarf ich im Konzepte folgendes Testament.

Mein persönliches Eigentum, „Wahrheit und Dichtung,“ vermache ich dem N. N. mit Nachstehendem:

1. Daß er selbst oder der, dem er sie behufs Fortsetzung derselben cedirt, anvertraut, verkauft, verpfändet, nicht rauh oder so schwerfällig schreibe, als gelte es eine Last blockweise zu heben.
2. Er soll beim Schreiben nicht lange und viel denken oder gar über Worten schwitzen.
3. Kurze und klare Ausdrücke sind den langen und gewundenen vorzuziehen.
4. Wer schreibt, hat russisch zu denken. Jede Sache hat ihren Namen.
5. Fremdwörter sind durch russische zu ersetzen, und aus fremden Sprachen sind keine Wörter zu entlehnen, denn unsre Sprache ist auch ohne das reich genug.
6. Beredsamkeit ist nirgends anzuwenden, es sei denn, daß sie von selbst aus der Feder fließe.
7. Die Worte sind klar und nach Möglichkeit fließend zu ordnen.
8. Langweiliges ist nirgends einzuflechten, noch weniger unzeitige Vernünftelei.
9. Das Feitere ist von allem das beste; das Lächerliche ist weinerlichen Anregungen vorzuziehen.
10. Dem Lachen, dem Geistreichen, den Schönheiten soll man nicht nachjagen. NB. Es ist jedoch nicht verboten, sie überall da anzuwenden, wo sie sich von selbst bieten.
11. Stelzen soll man nicht gebrauchen, wo die Füße ihre Dienste thun, d. h. aufgeblasene und hochtrabende Worte nicht da verwenden, wo die gewöhnlichen passender, hübscher, angenehmer und wohlklingender sind.
12. Arzt, Doktor und Apotheker sind zum Schreiben von „Wahrheit und Dichtung“ nicht zu benutzen, damit diese keinen medizinischen Geruch bekommen.
13. Predigten sind nicht zu übertragen und nicht vorsätzlich zu verfassen.
14. Wo es sich irgendwie um Ethisches handelt, mißt man dasselbe sehr vorteilhaft mit angenehmen Wendungen, welche die Langeweile abwehren, damit es den Stutzerinnen mit den spitzen Absätzen keine unzeitigen Anfälle von Hysterie verursache.
15. Tieffinn ist mit Klarheit zu umhüllen und Gedankenfülle mit Leichtigkeit des Stils, damit sie allen erträglich werden.

16. Gedankenleere und Seichtheiten sind möglichst ganz auszuschließen.

17. Man soll jeden Gedanken nicht nur von einem Punkte, sondern von allen Seiten aus betrachten, um fähig zu sein, diejenige Auffassung auszuwählen, welche sich dem gesunden Menschenverstande als die angenehmste darstellt.

18. Dichterische Schilderungen und Phantasien sind zu vermeiden, um nicht in fremde Gehege zu geraten.*)

19. Es ist wünschenswert, daß der Verfasser seine Persönlichkeit verberge, daß es überall sein Werk sei, was vor Augen tritt, nicht aber er selbst, und daß sein Schaffen nirgends bemerkbar werde; zu diesem Zwecke wird ihm geraten, so zu sprechen, als ob nicht er dies thue, sonst werden sein Geist und seine Dummheit den Lesern gleich lästig fallen.

Dies schreibe ich bei voller Besinnung und ganzer Gesundheit.



Pompejanische Spaziergänge.

Von Ludwig Meyer.

4.



ehen wir uns die pompejanischen Wandgemälde etwas näher an, so überrascht uns die Beobachtung, wie sehr sie gewissen Dichtungen aus der großen Zeit der römischen Literatur gleichen, besonders denen der Elegiker und der Didaktiker, welche die Götter- und Heldensage und die Liebe besingen. Bei den Dichtern wie bei den Malern wiederholen sich immer die gleichen Stoffe, und auch die Art der Behandlung ist bei beiden eine ganz ähnliche. Beide geben mit Vorliebe den gleichen Empfindungen Ausdruck; sie streben nach den gleichen Vorzügen und verfallen in die gleichen Fehler. Müssen wir daraus schließen, daß die Maler ihre Anregungen aus den Dichtern schöpften und deren Werken die Stoffe zu ihren Bildern entnahmen? Wir werden sogleich sehen, daß dies durchaus nicht der Fall ist, und daß sich leicht nachweisen läßt, wie sie der Literatur von Rom fast gänzlich fremd geblieben sind. Ist im Gegenteil anzunehmen, daß es die Dichter sind, welche die Maler nachgeahmt haben? Diese Voraussetzung wäre nicht viel wahrscheinlicher und ist jedenfalls unnütz. Es läßt sich alles viel einfacher erklären: wenn sie einander gleichen, so kommt dies daher, daß sie aus derselben Quelle schöpften; Maler und Dichter

*) Der Kaiserin war dichterische Begabung versagt; bedurfte sie der gebundenen Rede, z. B. in ein paar Opfern, die sie schrieb, oder in andern Schriften, so mußten ihre Sekretäre die nötigen „Verse machen.“